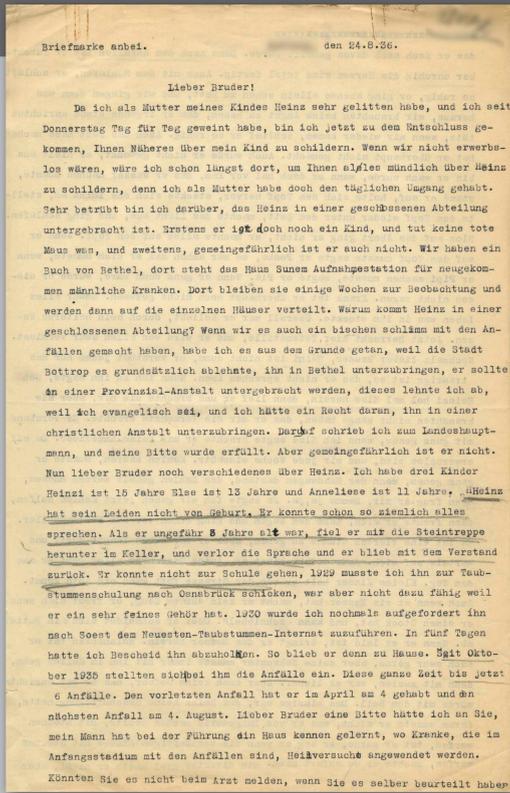


# „Es war alles Leben was in ihm steckte“. Kinder und Jugendliche in Bethel, 1933 – 1945



„Es war alles Leben was in ihm steckte. Überall war er beliebt, durch sein heiteres Wesen. Jetzt herrscht hier Totenstille, und er wird von allen sehr vermisst.“ Das schrieb die Mutter des 16-jährigen Heinz, der kurz zuvor, im August 1936, in Bethel aufgenommen worden war. Die Eltern machten sich Sorgen, weil Heinz in einer geschlossenen Abteilung untergebracht worden war. „Erstens er ist doch noch ein Kind, und tut keine tote Maus was, und zweitens, gemeingefährlich ist er auch nicht.“ Gerne wäre die Mutter zu einem persönlichen Gespräch nach Bethel gekommen, doch erlaubten es die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht – der Vater war seit 1930 arbeitslos. Deshalb brachte die Mutter in einem langen Brief zu Papier, was ihr auf dem Herzen lag. Sie schilderte, wie Heinz nach einem Sturz als Kleinkind seine Sprache verloren habe, geistig zurückgeblieben sei und schließlich Anfälle bekommen habe. Sie zeichnete ein liebevolles Bild des Jungen, hob hervor, was er alles gelernt hatte, wie hilfsbereit, verständig und freundlich er mit anderen Menschen umging, womit er sich zu Hause die Zeit vertrieben hatte.

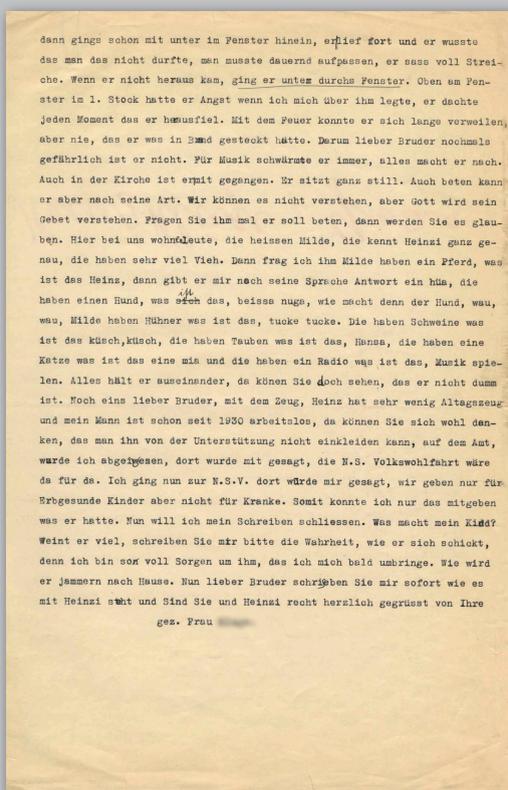
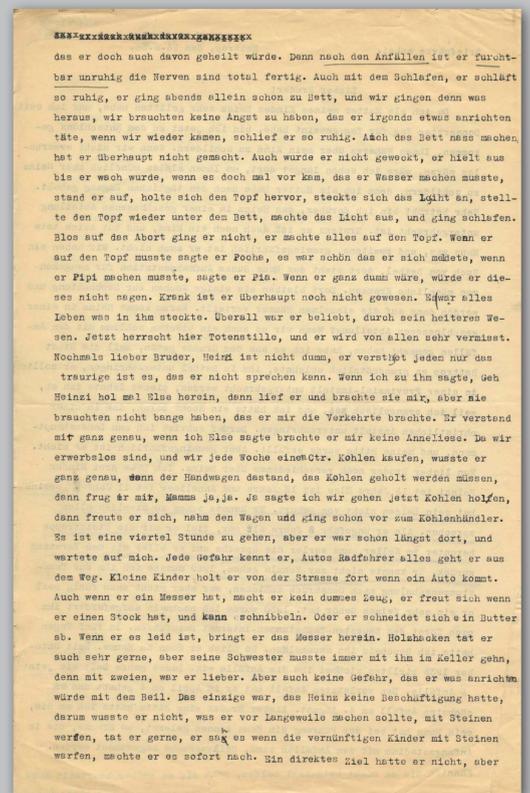
Die lebendige Darstellung beeindruckte offenbar auch die Verantwortlichen in Bethel. Der Brief wurde mit der Schreibmaschine abgeschrieben und am 22. Februar 1941 Pastor Fritz v. Bodelschwingh, dem Vorsteher der v. Bodelschwinghschen Anstalten, zur Kenntnis gebracht. Von 1941 bis 1943

stand Bodelschwingh in Kontakt zu Prof. Dr. Karl Brandt, dem Begleitarzt Hitlers, der eine führende Rolle im „Euthanasie“-Programm spielte. Möglicherweise sollte der Brief als Dokument für die vielfach engen Bindungen zwischen den Bewohner:innen Bethels und ihren Familien dienen und Bodelschwinghs Argumente gegen die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ untermauern.

Bei der Machtübernahme der Nationalsozialisten lebten in Bethel über 3.500 Menschen mit einer Epilepsie,  geistigen Behinderungen oder psychischen Erkrankungen, darunter etwa 570 Kinder und Jugendliche. Manche von ihnen waren im „Dritten Reich“ von einer Zwangssterilisation nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ betroffen, liefen Gefahr, im Rahmen der „Aktion T4“ abtransportiert

zu werden oder im Zuge einer Verlegung in eine andere Einrichtung in das Räderwerk der „Euthanasie“ zu geraten. Psychisch kranke Jugendliche wurden in Bethel neuartigen, mit hohen Risiken und starken Belastungen verbundenen Therapieformen unterzogen. Im Laufe des Zweiten Weltkriegs verschlechterte sich die Ernährungslage. Viele Kinder und Jugendliche verloren stark an Gewicht, manche starben. Alle diese Aspekte sollen in unserer Ausstellung zur Sprache kommen.

Und was wurde aus Heinz? Erfahren Sie mehr über ihn und weitere Kinder und Jugendliche, die in der NS-Zeit in Bethel lebten.





Friedrich v. Bodelschwingh (1877-1946), 1933.  
Anstaltsleiter der v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel,  
Sarepta und Nazareth 1910 bis 1946.

## Bethel und die „Aktion T4“

In Bethel trafen die Meldebögen der „Aktion T4“ im Juli 1940 ein. Pastor Fritz v. Bodelschwingh ließ sie unausgefüllt. Bis in den September 1940 hinein lehnte er jede Form der Mitwirkung an der „Aktion T4“ entschieden ab – dann jedoch gab er seine unnachgiebige Haltung auf. Die Hoffnung, man könne durch stille Diplomatie einen Abbruch des Mordprogramms erreichen, hatte sich mittlerweile zerschlagen. Den Abtransport von acht Bewohner:innen jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft – darunter mehrere Minderjährige – aus Bethel am 26. September hatte man nicht verhindern können. Von diesem Zeitpunkt an verfolgte Bodelschwingh eine andere Linie: Sollte eine staatliche Ärztekommision nach Bethel kommen, um die Meldebögen vor Ort auszufüllen, würde man sich fügen und Auskunft über die Bewohner:innen geben. Man würde die Provinzialbehörde ersuchen, die zum Abtransport bestimmten Bewohner:innen in öffentliche Einrichtungen zu übernehmen. Im Dezember 1940 führten die Betheler Ärzte – in Erwartung einer solchen Ärztekommision – eine „Vorbegutachtung“ durch. Die Patienten wurden von den Anstaltsärzten untersucht und in sieben Kategorien eingeteilt. Man musste damit rechnen, dass die Menschen, die in die beiden untersten Kategorien I und II („Vegetatives Dasein“, „Arbeitsunfähigkeit“) eingeordnet wurden, der Selektion zum Opfer fallen würden, bei Kategorie III („Mechanische Arbeitsleistung“) konnte man nicht sicher davon ausgehen, dass sie verschont bleiben würden.



Eduard Wörmann (1891-1972), um 1930.  
Als Leiter der Bethelkanzlei unter anderem zuständig für den Kontakt mit den Angehörigen.



Werner Villinger (1887-1961), Mitte, 1937.  
1934 bis 1939 Chefarzt der Anstalt Bethel,  
danach Professor in Breslau und  
„T4“-Gutachter.

Warum ließ man sich auf ein solches Verfahren ein? Man hatte erfahren, dass dort, wo sich Anstaltsleitungen strikt geweigert hatten, die Meldebögen auszufüllen, Ärzte der „Euthanasie“-Zentrale Patient:innen willkürlich aussortiert hatten. Als „Anwälte“ ihrer Kranken – so Bodelschwingh – versuchten die Betheler Ärzte, so viele Menschen wie möglich vor der Vernichtung zu retten. Dies bedeutete aber, die übrigen preiszugeben. Hier wird ein moralisches Dilemma sichtbar: Der „teilnehmende Widerstand“ war mit partieller Kollaboration mit der „T4“-Zentrale verbunden. Die Ärztekommision, die im Februar 1941 nach Bethel kam, übernahm weitgehend die von Bethel aus vorgenommene Kategorisierung. Für Mai/Juni 1941 wurde die Zusendung von Transportlisten angekündigt, die allerdings nie eintrafen – im August 1941 wurde die „Aktion T4“ abgebrochen. Eine Aufstellung von Fritz v. Bodelschwinghs Hand zeigt, dass er damit gerechnet hatte, 446 Patient:innen ausliefern zu müssen. Dazu kam es nicht mehr.

Allerdings gerieten manche Bewohner:innen Bethels, die nach dem August 1941 in eine der westfälischen Provinzialheilanstalten verlegt wurden, doch noch in das Räderwerk der Mordmaschinerie.



Gerhard Schorsch (1900-1992),  
Chefarzt der Anstalt Bethel von 1940 bis 1967.

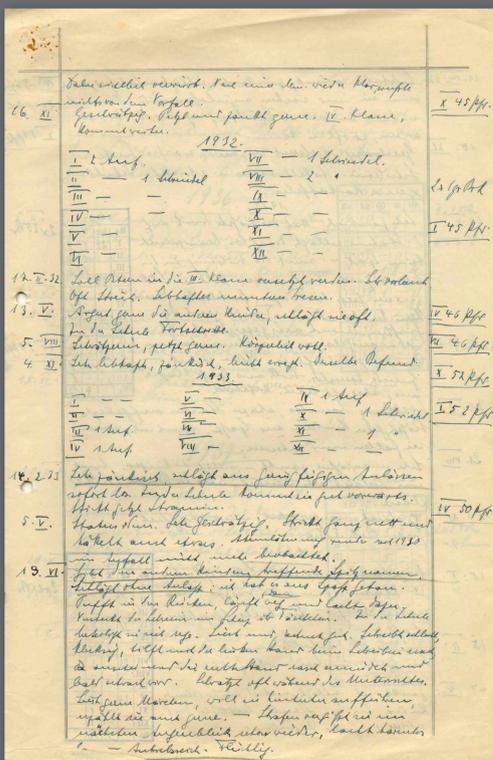


# Irma

## „Unverträglich. Gute Schülerin“

„Sehr zänkisch, schwätzt viel und petzt gern“ – so heißt es in Irmas Patientenakte. Irma litt schon im Säuglingsalter an schweren Krampfanfällen und wurde 1930 mit sieben Jahren nach Bethel gebracht, da ihre Eltern die Erziehung ihrer fünf Geschwister gefährdet sahen. In Bethel diagnostizierte man eine Epilepsie. Irma wurde in Haus Bethsaida aufgenommen, wo sie für mehrere Jahre lebte und die Anstaltsschule besuchte.

In den Einträgen ihrer Akte tauchen immer wieder dieselben Beschreibungen auf. Es scheint, als hätte Irma einerseits ein sehr „lebhaftes, munteres Wesen“ gehabt; andererseits charakterisierte man sie als „zänkisch“, „unverträglich“ und „eigensinnig“. Das beeinträchtigte nicht zuletzt das Zusammenleben mit den anderen Kindern: Sie tanzte ihnen auf der Nase herum, gab ihnen Spitznamen, schlug sie ohne Grund und spielte dauernd Streiche. Die Akte spricht jedoch auch von guten Schulleistungen. Irma las und rechnete gut und gerne und wurde stets in die nächste Klasse versetzt. Sie beteiligte sich rege und war eine fleißige Schülerin, wie an vielen Stellen der Akte bemerkt wurde.



Irmas Akte zeigt ein Stück weit Alltag in einer Anstalt wie Bethel – trotz ihrer Anfälle konnte Irma in Bethel zur Schule gehen, lernte, strickte und häkelte. Im späteren Verlauf ihres Lebens wurde sie zunehmend dement, sodass ihr kognitive Leistungen schwerfielen. Sie lebte bis auf die ersten sieben Jahre ihr gesamtes Leben in Bethel, wo sie 1977 schließlich verstarb.

Ausschnitt aus Irmas Krankengeschichte, 1932–1933.  
Am 19. Juni 1933 heißt es: „Gibt den anderen Kindern treffende Spitznamen. Schlägt ohne Anlaß: Ich hab es aus Spaß getan. Pufft in den Rücken, läuft [dann] weg und lacht dazu. Versteckt der Lehrerin im Scherz ihr Täschlein. In der Schule beteiligt sie sich rege. Liest und rechnet gut. Schreibt schlecht, klecksig, hilft mit der linken Hand beim Schreiben nach, da anscheinend die rechte Hand rasch ermüdet und bald schwach wird. Schwätzt oft während des Unterrichtes. Liest gerne Märchen, will sie hinterher aufführen, erzählt sie auch gerne. – Strafen vergißt sie im nächsten Augenblick schon wieder, lacht harmlos los. – Antriebsreich. Flüchtig.“



## Alfred Ein „Systemsprenger“?

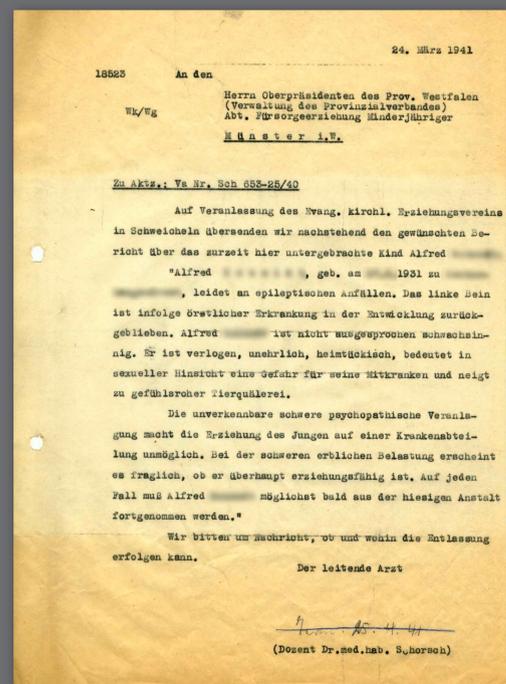
Alfred wurde 1931 geboren. Weil seine Eltern nicht mehr in der Lage waren, ihn und seine beiden Brüder zu versorgen, verfügte ein Amtsgericht im März 1939 die staatliche „Inobhutnahme“.

In den Folgejahren wurde Alfred von Anstalt zu Anstalt weitergereicht: Im Alter von sieben Jahren kam er zunächst auf den Eickhof in Schweicheln, ein Heim für schwer erziehbare Kinder. Von dort wurde Alfred mit Verdacht auf Epilepsie Anfang 1940 zur Beobachtung in das Haus Mara in Bethel eingewiesen. Kurz darauf wurde er in die Betheler Abteilung für schulpflichtige Kinder nach Wilhelmsdorf in der Senne verlegt. Nach Einschätzung des behandelnden Arztes war Alfred dort nicht passend aufgehoben. Ende April 1941 erfolgte daraufhin eine Unterbringung auf dem Wittekindshof, einer Anstalt für Menschen mit geistigen Behinderungen bei Bad Oeynhausen.

Als im November 1941 ein großer Teil der Bewohner:innen des Wittekindshofs in westfälische  Provinzialheilanstalten verlegt wurde, kam Alfred in die psychiatrische Anstalt Marsberg. Viele der aus dem Wittekindshof verlegten Menschen wurden in der zweiten Kriegshälfte Opfer der „Euthanasie“.

Alfred aber überlebte die nationalsozialistische Gewaltherrschaft. Nach 1945 wurde er wieder in Bethel aufgenommen und im Rahmen der Fürsorgeerziehung in der Zweiganstalt Freistatt im Diepholzer Moor untergebracht.

*Schreiben des Chefarztes Schorsch an die Fürsorgeerziehungsbehörde, 24.3.1941. Nach einem Jahr Aufenthalt in Bethel wird Alfred charakterisiert. Ihm wird eine „psychopathische Veranlagung“ zugeschrieben. Er gilt als nicht „erziehungsfähig“ und soll in eine andere Anstalt verlegt werden.*



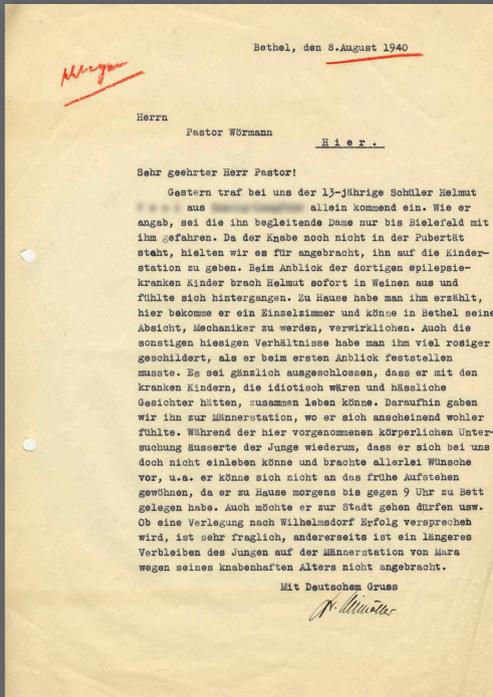


# Helmut

## Das Ringen um eine berufliche Zukunft

Der aus Südamerika stammende und im Nordosten des Deutschen Reiches aufgewachsene Helmut wurde auf Wunsch seiner Mutter im August 1940 mit 13 Jahren nach Bethel gebracht. Seine Diagnose lautete „genuine Epilepsie“. Helmut fiel es zunächst sichtlich schwer, sich an das neue, ungewohnte Umfeld in Bethel zu gewöhnen. Bereits nach acht Tagen meldete seine Mutter ihn wieder aus der Klinik ab.

Schreiben von Dr. Niemöller, Arzt in Mara, an Pastor Wörmann, Leiter der Bethelkanzlei, 8.8.1940. Es wird offenkundig, dass Helmut bei seiner Ankunft in Bethel mit der Situation im Haus Mara alles andere als zufrieden war. Er äußerte sich missbilligend gegenüber den anderen Epileptikern und der Aufnahmestation Mara.

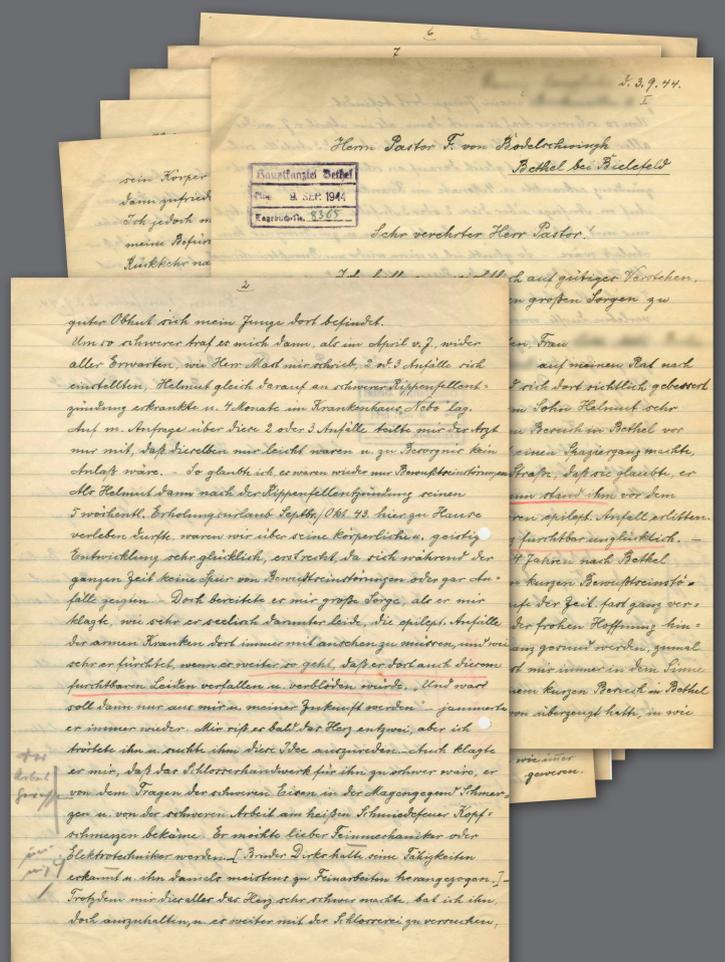


Brief der Mutter an Pastor Friedrich v. Bodelschwingh, 3.9.1944. Der Ausschnitt ist einem längeren Brief der Mutter entnommen. Sie schildert Helmut's Angst bei dem Gedanken, „Epileptiker“ zu sein, und sein Hadern mit seiner Rolle in der Schlosserei. Grundlegend wird eine große Besorgnis der Mutter um ihren Sohn und die Schwierigkeit Helmut's, seine Krankheit zu akzeptieren, deutlich.

„[...] Doch bereitete es mir große Sorge, als er mir klagte, wie sehr er seelisch darunter leide, die epilept. Anfälle der armen Kranken dort immer mit ansehen zu müssen, und wie sehr er fürchtet, wenn es weiter so geht, daß er dort auch diesem furchtbaren Leiden verfallen u. verblöden würde. Und was soll dann nur aus mir u. meiner Zukunft werden? – jammerte er immer wieder. Mir riß es bald das Herz entzwei, aber ich tröstete ihn u. suchte ihm diese Idee auszureden. – Auch klagte er mir, daß das Schlosserhandwerk für ihn zu schwer wäre, er von dem Tragen der schweren Eisen in der Magengegend Schmerzen u. von der schweren Arbeit am heißen Schmiedefeuer Kopfschmerzen bekäme. Er möchte lieber Feinmechaniker oder Elektrotechniker werden. – [Bruder Dirks hatte seine Fähigkeiten erkannt u. ihn damals meistens zu Feinarbeiten herangezogen.] – Trotzdem mir dies alles das Herz sehr schwer machte, bat ich ihn doch auszuhalten, u. es weiter mit der Schlosserei zu versuchen. [...]“

Doch schon im November wurde Helmut erneut aufgenommen. Nun begannen Überlegungen, für den handwerklich geschickten Jungen eine Perspektive zu suchen. Er fing eine Ausbildung in der Schlosserei im Haus Gilgal an und lebte sich langsam ein. Es fiel dem Jungen schwer, seine Krankheit zu akzeptieren, und er neigte zu emotionalen Ausbrüchen. Mitunter beschwerte er sich auch über die schwere Arbeit in der Schlosserei und klagte in diesem Zusammenhang über Bauch- und Kopfschmerzen. Auch Helmut's Mutter zeigte sich in ständiger Sorge um ihren Sohn und stand in Kontakt mit dem Betheler Chefarzt Dr. Gerhard Schorsch und dem Leiter der Bethelkanzlei, Pastor Eduard Wörmann, um Neuigkeiten über seinen Zustand zu erfahren.

Helmut blieb vier Jahre in Bethel, bis er im Dezember 1944 auf Betreiben seiner Mutter, die sich vor schweren Luftangriffen auf Bielefeld fürchtete, erneut entlassen wurde. Mit der Besorgnis Pastor Wörmann's um die sich zuspitzende Lage im Osten des Reiches, wo die Mutter lebte, endet die Korrespondenz.





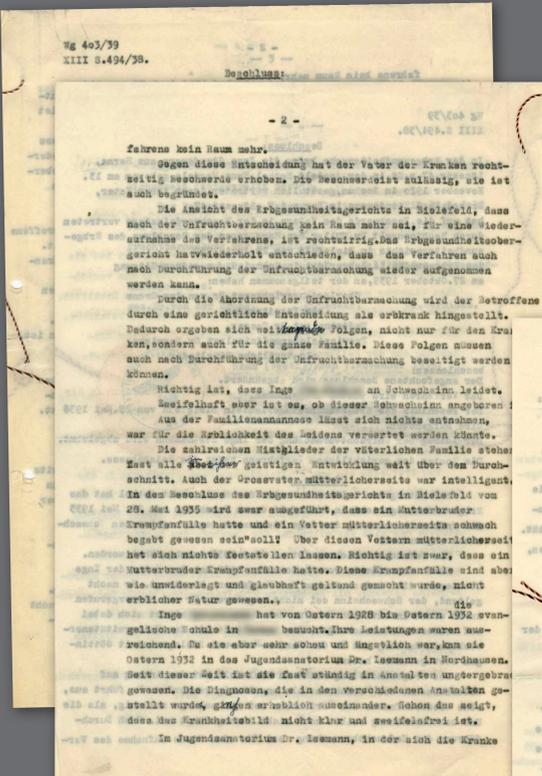
# Inge Ein Opfer der Zwangsterilisation

Im April 1935 kam die 14-jährige Inge nach Bethel. Mit der Diagnose „manisch-depressives Irresein“ und „Debilität“ wurde sie in der Frauenpsychiatrie der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta im Haus Magdala aufgenommen. Nach Beschluss des Erbgesundheitsgerichts Bielefeld wurde Inge im September 1935 im Krankenhaus Gilead zwangssterilisiert.

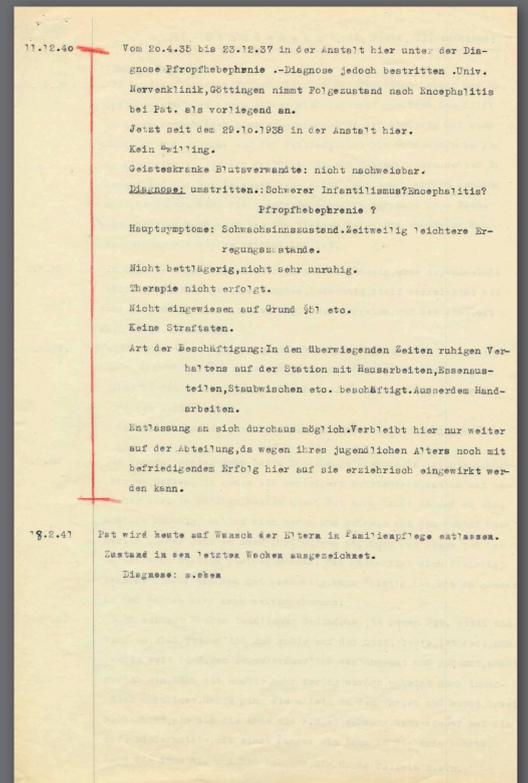
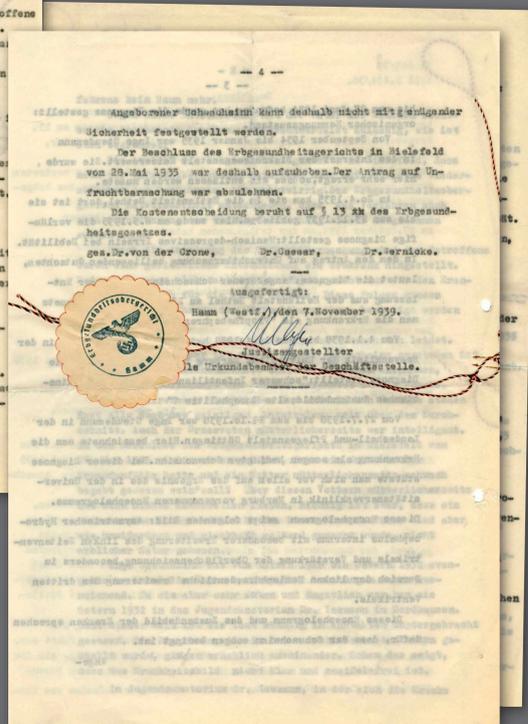
Drei Jahre später beantragte ihr Vater, der selbst Arzt war, die Wiederaufnahme des Verfahrens. Er wollte das Stigma der „Erbkrankheit“ loswerden, weil er befürchtete, dass seine Familie dadurch Nachteile erfahren würde. Inges Vater erklärte, ihr „Schwachsinn“ sei hervorgerufen durch einen infektiösen Prozess des Gehirns. Das Erbgesundheitsgericht Bielefeld lehnte die Wiederaufnahme des Verfahrens 1939 ab. Das Erbgesundheitsobergericht Hamm hob jedoch den Beschluss der Vorinstanz auf: Inges Krankheit galt fortan nicht mehr als „vererblich“.

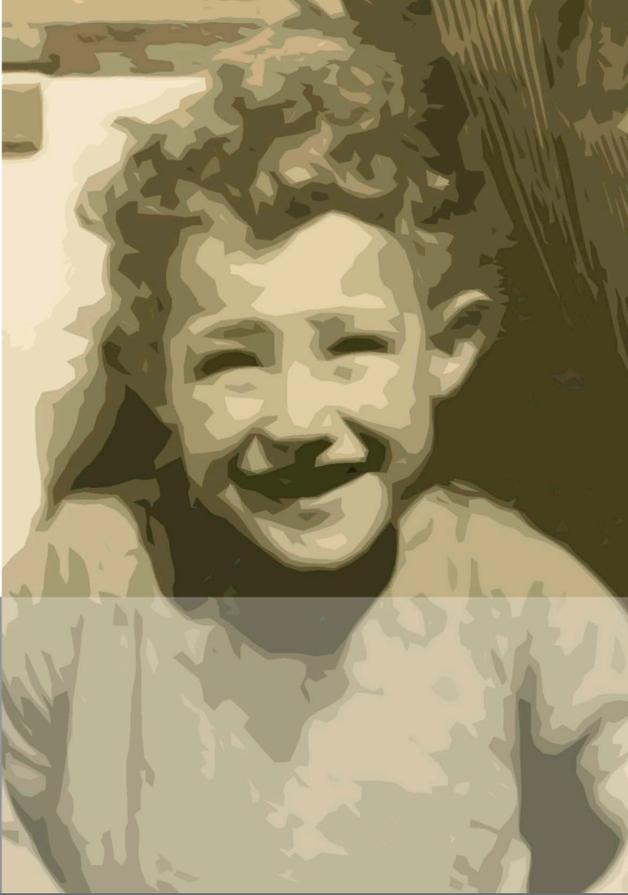
Im Februar 1941 gehörte Inge zu den Frauen, die Dr. Karsten Jaspersen, der Chefarzt der Psychiatrie Sareptas, alle zur gleichen Zeit entlassen hatte. Im November 1941 wurde Inge wie auch viele der anderen Frauen wieder im Haus Magdala aufgenommen. Zur Zeit der Wiederaufnahme war die „Aktion T4“ vorbei; Inge blieb somit von der ersten Phase der „Euthanasie“ verschont. Im Januar 1943 wurde Inge in das St. Rochus-Hospital nach Telgte verlegt. Warum das evangelische Mädchen in eine katholische Einrichtung kam, ist unklar. Inge starb im August 1944. Die genaue Todesursache ist unbekannt.

Auszug aus der Krankengeschichte, 11.12.1940. Dr. Jaspersen beschreibt Inge in der Epikrise überwiegend positiv und stellt eine baldige Entlassung in Aussicht. Obwohl überzeugter Nationalsozialist, hat sich Dr. Jaspersen gegen die „Euthanasie“ engagiert, unter anderem indem er Mitte Februar 1941 im Vorfeld des Besuchs der Ärztekommision Frauen zum Schutz nach Hause entließ.



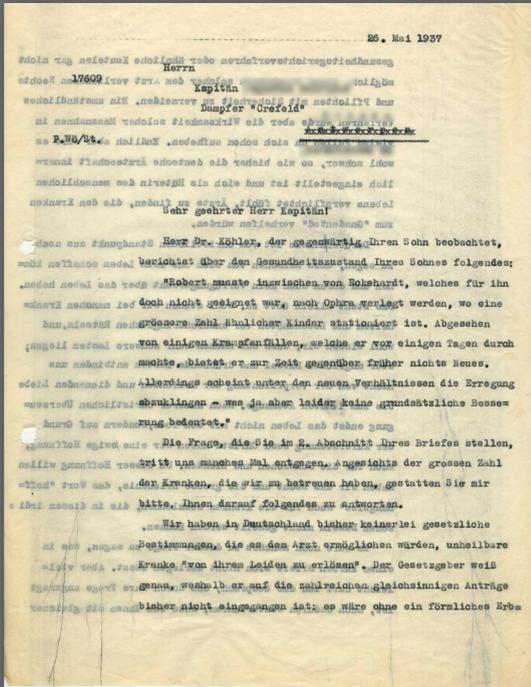
Auszug aus dem Beschluss des Erbgesundheitsobergerichts Hamm, 7.11.1939.





# Robert „sanft einschlafen lassen“?

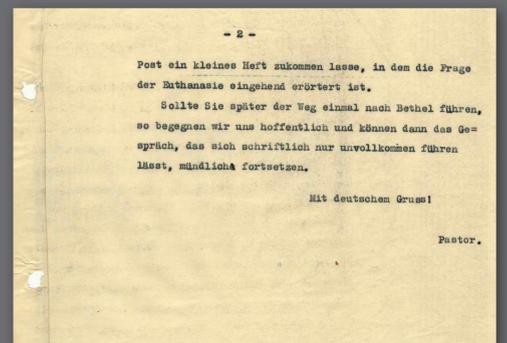
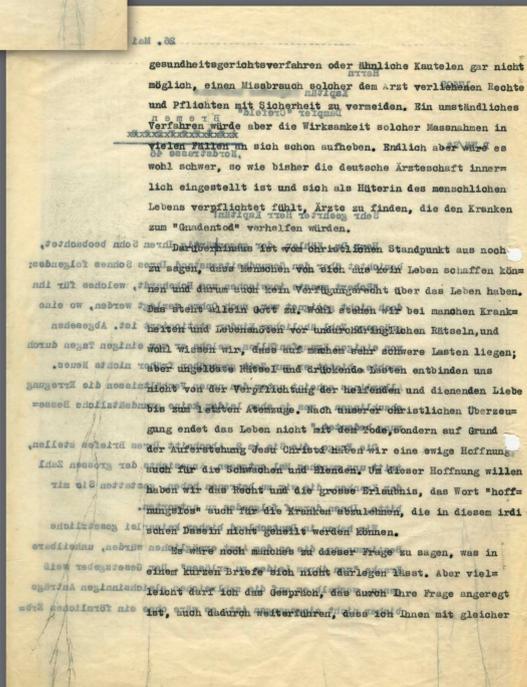
Robert wurde 1926 als jüngstes von sechs Kindern eines Kapitäns geboren. Wie vier seiner Schwestern wurde Robert als „geistig zurück“ beschrieben und litt an epileptischen Anfällen. Die Mutter – für „schwachsinnig“ befunden – war mit der Betreuung ihrer Kinder überfordert, der Vater wegen langer Seefahrten selten anwesend.



Brief von Pastor Wörmann, Leiter der Bethelkanklei, an Roberts Vater, 26.5.1937. Um die Frage des Vaters, Robert „von seinem Leid zu erlösen“, auch aus rechtlicher und medizinischer Sicht zurückzuweisen, holte Wörmann zuvor die Meinung von Dr. Werner Villinger ein und gab diese hier wörtlich wieder. Unter anderem wird betont, dass „die deutsche Ärzteschaft“ sich „als Hüterin des menschlichen Lebens“ verstehe.

Robert wurde 1933 im Alter von sechs Jahren in Bethel untergebracht. Seinem Vater fiel es schwer, die Pflege der Kinder zu finanzieren. 1937 schrieb der Chefarzt Dr. Werner Villinger dem Vater, dass Roberts Zustand sich verschlechterte und die Behandlung durch einen künstlich eingeleiteten „Dauerschlaf“ nicht geholfen habe. Der Vater reagierte mit der Frage, ob es grausamer sei, „ein unheilbares Menschenkind am Leben zu lassen oder es sanft einschlafen zu lassen.“ Die Antwort aus Bethel durch Pastor Eduard Wörmann und Dr. Villinger zeigte eine deutliche, aus medizinischer und christlicher Ethik argumentierte Distanzierung „zum ‚Gnadentod‘“. Wörmann vermittelte dies dem Vater aber durchaus einfühlsam und – aus einer christlichen Heilslogik heraus – hoffungsvoll.

Danach finden sich Berichte über Postkarten und Geschenkpäckchen, die der Vater zu Geburts- und Feiertagen schickte, über die sich Robert offenbar freute. Durch die „Aktion T4“ wurde das Thema der „Euthanasie“ für Robert doch wieder konkret. In der Vorbegutachtung in die Kategorie II eingeteilt, war er von der Selektion bedroht. Zu einem Abtransport kam es durch den Abbruch der Aktion nicht. Robert blieb bis zu seinem Tod im Frühjahr 1945 als Pflegling in Bethel.



Wörmann legte dem Brief ein Heft mit mehr Informationen zum Thema bei und bot ein persönliches Gespräch an.

Der von Wörmann selbst formulierte Teil des Briefes hebt das christliche Gebot hervor, das zur „helfenden und dienenden Liebe“ verpflichtet und es nicht erlaubt, Leben zu nehmen.

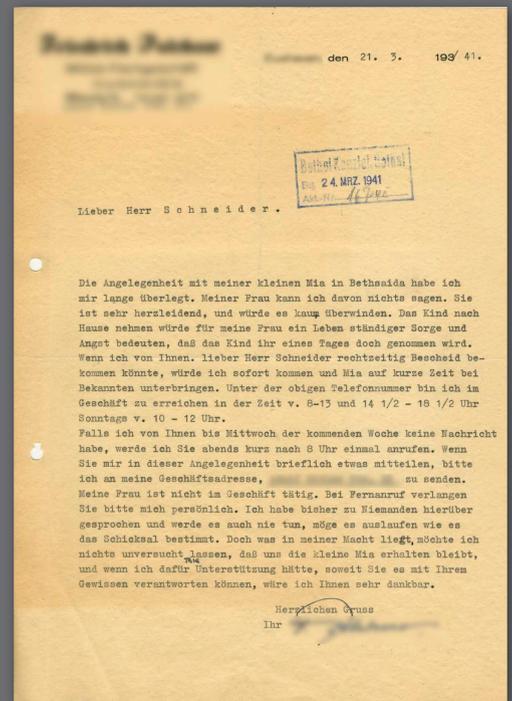


## Mia und die weitsichtige Fürsorge ihres Vaters

Die 1930 als Kind deutscher Eltern in Südamerika geborene Mia übersiedelte mit ihrer Familie 1938 nach Norddeutschland. Sie wurde im Juni 1940 mit dem Befund „Mongolismus“ und „angeborener Schwachsinn“ im Haus Bethsaida aufgenommen.

Der Aufenthalt des als heiter, lebhaft und umgänglich beschriebenen Mädchens gestaltete sich unproblematisch. Nach der ärztlichen  Vorbegutachtung wurde Mia der Kategorie III zugeordnet. Ob Mia durch diese Kategorisierung bereits gefährdet war, abgeholt und ermordet zu werden, bleibt ungewiss. Der Vater bat mit Schreiben vom 21. März 1941 um ihre Entlassung. Er wollte sie vorübergehend bei einer Bekannten unterbringen. Da seine Ehefrau gesundheitlich angeschlagen war, bat er ferner inständig darum, seine Frau von der Verlegung nicht in Kenntnis zu setzen. Diesem Wunsch entsprach Bethel und entließ Mia im Mai 1941.

Das Verhalten des Vaters deutet darauf hin, dass er die Gefährdung seiner Tochter ahnte und sie durch die Verlegung dem Zugriff des Regimes entziehen wollte. 1942 sah er eine solche Gefährdung offenbar nicht mehr. Mia wurde im Februar 1942 wieder in Bethsaida aufgenommen. Sie blieb bis 1948 in Bethel. Mia wanderte 1949 mit ihrer Familie nach Südamerika aus. Dem 1957 von ihrem Vater geäußerten Wunsch nach ihrer erneuten Aufnahme konnte Bethel nicht entsprechen, da kein Platz zur Verfügung stand. Das weitere Schicksal von Mia ist unbekannt.



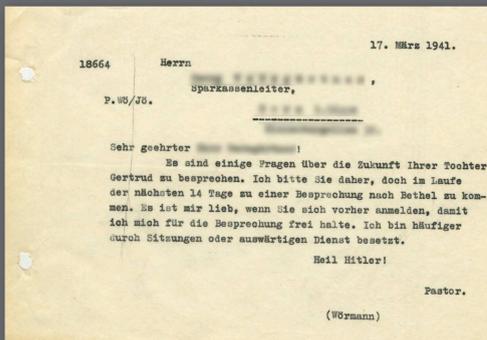
Brief des Vaters an Schneider von der Bethelkanklei, 21.3.1941.





# Gertrud Kein „Persilschein“ für den Vater

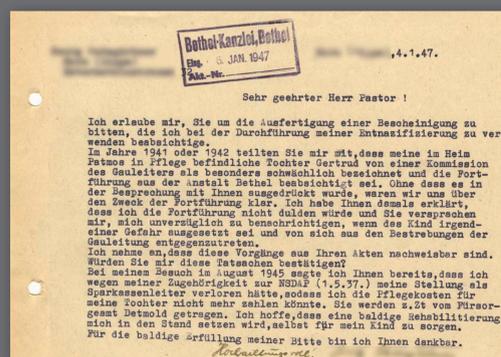
Gertrud wurde 1934 geboren. Das Kind, das erst im Alter von vier Jahren zu laufen begann, nie sprach und zu aggressivem Verhalten neigte, wurde im Oktober 1940 im Haus Patmos aufgenommen. Die Diagnose lautete „Epilepsie“ und „Schwachsinn“. Wenige Wochen nach ihrer Aufnahme wird Gertruds Verhalten beschrieben: sie „schlägt sich ins Gesicht“, ist „nicht sauber zu halten“ und „spricht kein Wort“. „Gute Nahrungsaufnahme, wird gefüttert“ heißt es in der Patientenakte. Bei der Vorbegutachtung im Jahre 1941 wurde Gertrud in Kategorie II eingestuft.



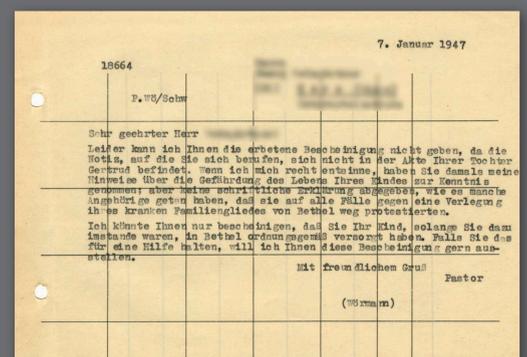
Schreiben von Pastor Eduard Wörmann, Leiter der Bethelkanzlei, an den Vater, 17.3.1941.

Am 4. Januar 1947 bat der Vater im Rahmen seines Entnazifizierungsverfahrens um die Ausstellung einer Bestätigung, dass er sich gegen den Abtransport seiner Tochter ausgesprochen habe. Pastor Eduard Wörmann, Leiter der Bethelkanzlei, lehnte diese Bitte mit der Begründung ab, der Vater habe damals keine schriftliche Erklärung abgegeben, wie einige andere Eltern es getan hatten. Gertruds Vater war am 17. März 1941 zu einem vertraulichen Gespräch nach Bethel eingeladen worden, weil seine Tochter möglicherweise von der „Euthanasie“ gefährdet war. Ihr Vater, sowie andere Eltern auch, wurden über die drohenden Verlegungen im Rahmen der „Aktion T4“ informiert, um gegebenenfalls ihre Kinder nach Hause holen zu können.

Gertrud überlebte den Nationalsozialismus und starb im Jahr 1948 in Bethel.



Brief des Vaters an Pastor Wörmann, 4.1.1947. Gertruds Vater war Mitglied der NSDAP und verlor nach Kriegsende seine Anstellung als Sparkassenleiter. Nun benötigte er eine Bescheinigung zur Entnazifizierung.



Schreiben von Pastor Wörmann an den Vater, 7.1.1947. Wörmann begründet, warum er die Ausstellung einer Bescheinigung ablehnt. Der Fall belegt, dass im Vorfeld des geplanten Abtransports aus Bethel vertrauliche Gespräche mit Eltern gefährdeter Kinder stattfanden.





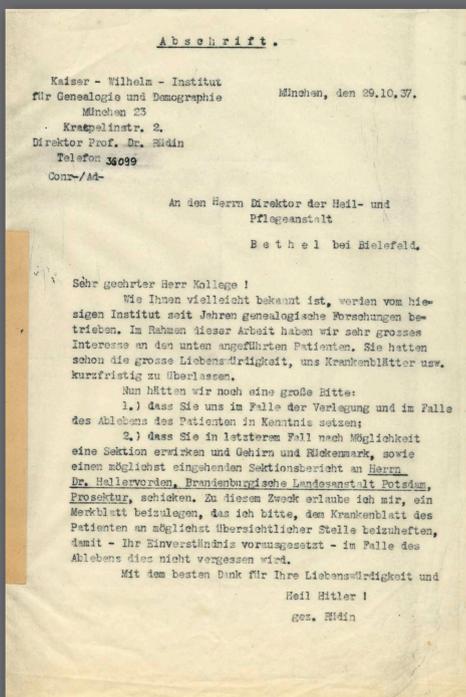
# Ernst Ein „interessanter Fall“ für NS-Ärzte?

Im Alter von drei Jahren kam Ernst 1928 nach Bethel. Die Mutter gab an, er sei im sechsten Lebensmonat gestürzt und danach in seiner Entwicklung eingeschränkt gewesen. Zunächst gingen die Ärzte davon aus, dass dies ursächlich für seine Epilepsie und „Geistesschwäche“ sei. Bei seiner ersten Aufnahme in Bethel wurde er vom untersuchenden Arzt als „agiler Idiot“ diagnostiziert.

Erst nach seiner dritten Aufnahme, im Jahr 1931, verblieb Ernst dauerhaft in der Einrichtung. Es wurde bei ihm „tuberöse Sklerose“, eine seltene Erbkrankheit, diagnostiziert. Ein Bild aus dieser Zeit zeigt ihn bereits als einen Jungen, dessen Hautbild durch die Erkrankung sichtbar entstellt war. Ernst galt somit früh als „bildungsunfähig“ und eine Heilung erschien kaum möglich.

Es waren offenbar Krankengeschichten wie seine, die das besondere Interesse von Prof. Ernst Rüdin weckten. Dieser bat 1934, im Rahmen seiner erbpsychiatrischen Forschungen als Direktor der „Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie“ in München, um die Herausgabe von sechs Patientenakten.

Die v. Bodelschwingschen Anstalten entsprachen der Bitte, somit wurden die Unterlagen zu Ernst übersandt. Erst später, 1937, konkretisierte Rüdin seine Anliegen und meldete ein „sehr grosses Interesse“ an. Er bat, für den Fall des Ablebens, um die Übersendung von Gehirn, Rückenmark und Sektionsbericht an Dr. Julius Hallervorden, den damaligen Leiter der Zentralprosektur der Provinz Brandenburg. Als Ernst im Jahr 1944 starb, kam man diesem Wunsch nach.



Schreiben von Prof. Ernst Rüdin an Bethel, 29.10.1937.

Auszug aus der Patientenakte, 30.1. bis 31.3.1944.  
Der letzte Eintrag aus der Patientenakte vom 31.  
März 1944 zum Tod von Ernst:  
„3<sup>30</sup> Uhr Exitus letalis. Todesursache: Tuberöse  
Sklerose. Epikrise: wie vorstehend.  
(Dr. Rösner wurde darauf aufmerksam gemacht,  
daß Gehirn u. Rückenmark ...

1944	kg	⊗	×	○	Z	Vsl. D.	Medikation
I	34	2	26	—			M. Ozkum. Ab. Otkum.
II	31	2	—	—			
III		9					
IV							
V							
VI							
VII							
VIII							
IX							
X							
XI							
XII							

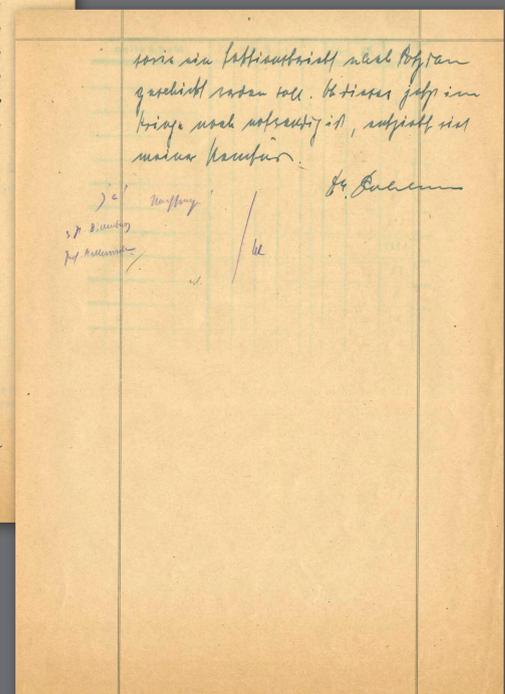
1944  
Januar 30. Furunkel an der linken Backe. Meist keinen Verband sitzen. Jedst sogar den Verband auf. Oft Durchfälle, da er Alles isst. Verschluckt den Kot. Tierische Mieren. Stielt und zerreiht Waare.

Februar 27. Liegt viel, wird körperlich schwächer. Durchfälle.

März 25. Zustand auffällig schwächer. Muss gefüttert werden.

März 30. 3 30. Letztes Leben.  
Todesursache: Tuberöse Sklerose.  
Epikrise: wie vorstehend.  
Dr. Rüdin wurde darauf aufmerksam gemacht, daß Gehirn u. Rückenmark ...

... sowie ein Sektionsbericht nach Potsdam geschickt werden soll. Ob dieses jetzt im Kriege noch notwendig ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Dr. Rohlmann“ Die Frage nach der Notwendigkeit wurde mit einem knappen „ja!“ vermerkt. Gehirn, Rückenmark und Sektionsbericht gingen an Dr. Hallervorden, der inzwischen zum Leiter der Abteilung Neuropathologie am „Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung“ in Berlin aufgestiegen war.

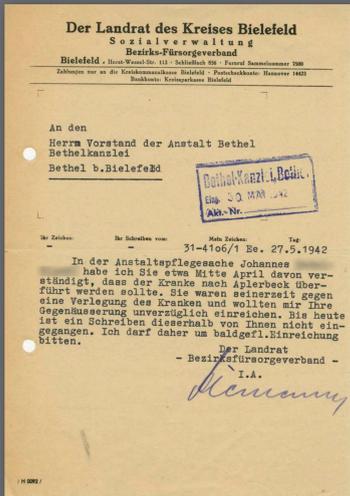




# Johannes Eine gefährliche Verlegung

Johannes wurde 1936 in Den Haag geboren und besaß die niederländische Staatsbürgerschaft. Von Geburt an hatte er körperliche und geistige Entwicklungsstörungen. Er konnte mit vier Jahren weder laufen noch sprechen, musste gefüttert und gewickelt werden. Weil seine Eltern ihn nicht mehr pflegen konnten, wurde Johannes im Mai 1941 in Bethel aufgenommen.

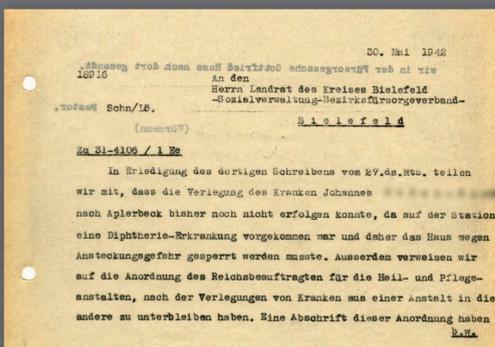
Schreiben des Landrats des Kreises Bielefeld, Sozialverwaltung, Bezirksfürsorgeverband an Bethel, 27.5.1942. Der Bezirksfürsorgeverband des Kreises Bielefeld hatte im April 1942 auf die Verlegung des Sechsjährigen von der privaten Anstalt Bethel in die staatliche Anstalt Aplerbeck gedrängt. Bethel hatte nicht reagiert und wurde nun ermahnt.



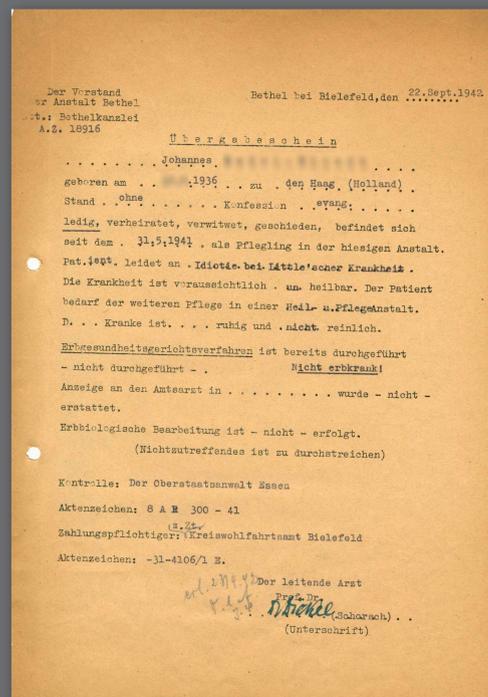
In Bethel wurden bei ihm die „Little'sche Krankheit“, ein frühkindlicher Hirnschaden, und beidseitiger Spitzfuß diagnostiziert. Um dem Kind das Laufen zu ermöglichen, wurde Johannes im Juli 1941 im Haus Heilgarten, der orthopädischen Klinik Bethels, operiert. Im Februar 1942 konnte er daraufhin ins Haus Alt-Bethphage verlegt werden.

Da Johannes auf Kosten des Provinzialverbandes Westfalen untergebracht war, wurde im April 1942 seine Verlegung in die Provinzialheilanstalt Dortmund-Aplerbeck angeordnet. Dort gab es seit Oktober 1941 eine „Kinderfachabteilung“, in der bis Kriegsende die Hälfte der aufgenommenen Kinder und Jugendlichen starb. Auffällig ist, dass Johannes' Verlegung von den Verantwortlichen in Bethel erst ein halbes Jahr nach Anordnung veranlasst wurde. Vielleicht ahnte man, dass dem Kind Gefahr drohte?

Ob Johannes tatsächlich in diese Abteilung verlegt wurde, muss offenbleiben. Es spricht aber einiges dafür, denn alle in den psychiatrischen Einrichtungen der Provinz Westfalen neu aufgenommenen Kinder sollten diese Abteilung durchlaufen. Am 16. Juni 1943 starb Johannes in der Heilanstalt Aplerbeck. Als Todesursache wurden Masern angegeben.



Schreiben von Pastor Eduard Wörmann an den Landrat des Kreises Bielefeld, Sozialverwaltung, Bezirksfürsorgeverband, 30.5.1942. Bethel führte eine Diphtherie des Jungen an und verwies auf die „Anordnung des Reichsbeauftragten der Heil- und Pflegeanstalten, nach der Verlegungen von Kranken aus einer Anstalt in die andere zu unterbleiben haben.“ In Bethel startete eine aufwendige Suche nach dem Vater.



Übergabebeschein, 22.9.1942. Am 24. September 1942 wurde der Junge in die Provinzialanstalt Dortmund-Aplerbeck verlegt. Von November 1941 bis April 1945 wurden hier 454 Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren aufgenommen, von denen 237 starben.

# „Euthanasie“ in Bethel?

Im Langzeitbereich Bethels sind im Verlauf des Zweiten Weltkriegs erhöhte Sterbeziffern zu verzeichnen. In den Jahren von 1939 bis 1945 lag der Anteil der Verstorbenen an der Gesamtzahl der minderjährigen Bewohner:innen zwischen 3% (1943) und 7% (1945). Wie der Anstieg der Sterberate zu interpretieren ist, ist Gegenstand eines laufenden Forschungsprojekts. Bislang haben sich keine Anhaltspunkte dafür ergeben, dass hier gezielte Maßnahmen – das Vorenthalten von Nahrung, Nichtbehandlung von Krankheiten, gezielte Vernachlässigung – im Spiel gewesen sein könnten. Der bei vielen Bewohner:innen festzustellende Gewichtsverlust scheint mit der allgemeinen Entwicklung der Ernährungslage unter Kriegsbedingungen zu korrespondieren.

In jüngster Zeit ist die These aufgestellt worden, das Kinderkrankenhaus Sonnenschein in Bethel sei ein Zentrum der Kinder-„Euthanasie“ gewesen. Die Rede ist also nicht vom Langzeitbereich, in dem Menschen mit Epilepsie, geistigen Beeinträchtigungen oder psychischen Erkrankungen lebten, sondern von einem Allgemeinkrankenhaus für körperlich erkrankte Kinder und Säuglinge sowie Frühgeborene, das von der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta getragen wurde.

Die These stützt sich im Wesentlichen auf die überlieferten Daten zur Sterblichkeit im Haus Sonnenschein in den Jahren von 1939 bis 1946. Die Werte erscheinen auf den ersten Blick tatsächlich sehr hoch, die Sterberate stieg bis auf 20% (1945) an. Die Verfechter der „Euthanasie“-These folgern daraus, dass es im Kinderkrankenhaus Sonnenschein eine „Säuglingsfachabteilung“ gegeben haben müsse, in der systematisch gemordet worden sei. Doch ist diese Schlussfolgerung nicht stichhaltig: Zum einen bewegen sich Vergleichszahlen zur Sterblichkeit in anderen Kinderkrankenhäusern in derselben Größenordnung – in den „Kinderfachabteilungen“, die in über dreißig psychiatrischen Einrichtungen eingerichtet wurden, lag die Sterblichkeit dagegen deutlich über diesen Werten. Zum anderen gibt es plausible Gründe, die den Anstieg der Sterbeziffer im Haus Sonnenschein insbesondere in den Jahren 1943/44, erklären: die Ausquartierung in das Haus Hebron in Eckardtshausen kurz vor Weihnachten 1943, Fehl- und Mangelernährung von Kindern in den Kriegsjahren, Aufnahme nur noch schwerer Fälle, ein deutlicher Anstieg des Anteils tuberkulosekranker Kinder u.a. Allgemein ist darauf zu verweisen, dass die Möglichkeiten medizinischer Behandlung in den Kinderkrankenhäusern jener Zeit – damals noch ohne Antibiotika und Inkubator – begrenzt und die Überlebenschancen von Frühgeborenen und erkrankten Säuglingen deutlich geringer waren als heute.

Hervorzuheben ist, dass bis heute kein einziges Dokument beigebracht werden konnte, das eine Kooperation zwischen den v. Bodelschwingschen Anstalten und dem „Reichsausschuss zur wissenschaftlichen Erfassung schwerer erb- und anlagebedingter Leiden“ belegen würde. Im Gegenteil: Alle bislang bekannten Quellen sprechen gegen diese These.

# Impressum

„Es war alles Leben was in ihm steckte“.  
Kinder und Jugendliche in Bethel 1933-1945

April 2022

Konzeption, inhaltliche Erarbeitung und Text:

Studierende des Fachbereichs Geschichte der Universität Bielefeld: Dieter Fels, Nike Harmening, Johannes Helfmann, Rike Herbering, Lasse Huxoll, Jonas Penningroth, Sitki Nadir Sinikoglu, David Schöls, Toshio Thißen, Alexander Thron, Maximilian Volkmann

Wissenschaftliche Betreuung:

Prof. Dr. Hans-Walter Schmuhl / Claus Kröger

Gestaltung:

Mario Haase, EvKB

Fotos und Dokumente:

Hauptarchiv der v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethel

Diese Ausstellung wurde von Mai bis Juni 2022 gemeinsam mit der Ausstellung „Im Gedenken der Kinder. Die Kinderärzte und die Verbrechen an Kindern in der NS-Zeit“ (DGKJ) im Hauptarchiv Bethel gezeigt und mit Veranstaltungen und Workshops begleitet.